

55. BERLINER FILMFESTSPIELE

Der Bär im Winterschlaf



Der Silberne Bär für Julia Jentsch: In "Sophie Scholl - Die letzten Tage" spielt sie die Widerstandskämpferin. (Foto: Stephanie Zeiler)

Ein goldener Bär für Afrika: Mit der Opernverfilmung "U-Carmen eKhayelitsha" wurde ein künstlerisch anspruchsvoller Film ausgezeichnet. Leider bot die Berlinale ansonsten wenig Überraschungen.

Pauline Malefane ist keine klassische Schönheit: die Augen ein wenig zu schräg, ihre Lippen ein bisschen zu voll, ihr Gesicht eine Spur zu asymmetrisch. Aber die Hauptdarstellerin der südafrikanischen Opernverfilmung "U-Carmen eKhayelitsha" begeisterte in Berlin Publikum und Jury gleichermaßen, vor allem durch ihre tiefe, kraftvolle Stimme. In seinem Debütfilm wagt der britische Theaterregisseur Mark Dornford-May eine sehr moderne Adaption von Georges Bizets "Carmen". Und er überträgt als erster eine Oper in Xhosa - eine Sprache, deren typischer Zungenschnalzer in den Arien deutlich zu hören ist.

Der Film galt als Exot bei den 55. Berliner Filmfestspielen. Überraschend, aber verdient holte er den Goldenen Bären - und das erstmals für Afrika. "Wir waren uns sofort einig, dass den kaum noch einer schlagen könnte. Das ist ein frischer, innovativer Film", sagte Jury-Präsident Roland Emmerich, nach zehn Tagen Dauereinsatz. Jury-Mitglied Franka Potente hat den Film- und Partymarathon eigenen Angaben zufolge nur mit reichlich Aspirin, Traubenzucker und Müsliriegel überstanden.

Pech für die Favoriten

Für die internationale Presse, die in der vergangenen Woche das sonst urbane Niemandsland rund um den Potsdamer Platz bevölkerte, kam das Votum für „U-

Carmen eKhayelitsha“ unerwartet. Viele der rund 3600 angereisten MedienvertreterInnen hatten sich die Verfilmung gar nicht erst angesehen. Ihr Favorit war "Paradise Now", ein Film über zwei junge Selbstmordattentäter im Gaza-Streifen. Regisseur Hany Abu-Asad war sichtlich enttäuscht als er bei der Verleihung am vergangenen Samstag nur den Amnesty International Preis erhielt sowie den mit 25.000 Euro höchstdotierten Preis der Berlinale, den Agicoa-Preis "Der Blaue Engel" für den besten europäischen Film.

Dass sich am Ende die südafrikanische Opernverfilmung gegen 15 weitestgehend maue Konkurrenz-Filme durchsetzte, ist ein positives Signal. Nur so kann sich die Berlinale gegenüber Cannes und Venedig profilieren. Sie versucht sich durch ihren Einsatz für engagiertes Kino, in den vergangenen Jahren insbesondere für afrikanische Filmschaffende und Sujets, auszuzeichnen. Gleich zwei Wettbewerbsfilme "Hotel Rwanda" und "Sometimes in April" thematisierten den Genozid in Ruanda.

Leider wurde daneben aber zu viel Mainstream gezeigt. Régis Wargniers "Man to Man" spielt ebenfalls in Afrika. Der Film über ein wissenschaftliches Experiment, bei dem schottische Anthropologen 1870 zwei Pygmäen entführen, um sie als fehlendes Glied zwischen Affen und Menschen zu studieren, entpuppte sich als eine der großen Enttäuschungen der diesjährigen Berlinale.

Viel bewegender war später die Pressekonferenz zum Film. Zuerst fühlte man sich tatsächlich ins 19. Jahrhundert zurückversetzt. Die Europäer redeten und redeten und es dauerte lange ehe auch Lomama Boseki zu Wort kam. Der Afrikaner, der die Rolle des Pygmäen spielt, hatte bis dahin sein Dorf noch nie verlassen. Er zeigte sich überwältigt vom Berliner Medienrummel. Als die junge Afrikanerin Cécile Bahiya gefragt wurde, ob es sehr schwer für sie war diesen Film zu machen, antwortete sie lächelnd: "Nein, es ist viel leichter als Feldarbeit".

Amerika: abwesend

Die Tatsache, dass dieses belanglose Kolonialdrama das Festival eröffnen durfte, erklärt sich im Hinblick auf das vergangene Jahr. Damals ließen die Hollywood-Größen Jude Law und Nicole Kidman den Festival-Chef Dieter Kosslick allein auf dem roten Teppich stehen - deshalb gab es diesmal zum Auftakt eine rein europäische Produktion. Auf HauptdarstellerInnen Joseph Fiennes und Kristin Scott Thomson war Verlass. Die Schaulustigen feierten sie - ebenso wie an den darauffolgenden Tagen Angelica Huston, Keanu Reeves, Kevin Spacey, Will Smith und George Michael.

Obwohl einige Stars für die nötige Portion Glanz sorgten, so blieb das Fehlen wichtiger Hollywoodstreifen nicht unbemerkt. Im Hinblick auf die bereits zum zweiten Mal um einen Monat vorgezogene Oscar-Verleihung auf Ende Februar, machten sich viele bedeutende US-Stars auf der Berlinale rar. "Das macht uns zu schaffen. Wir brauchen sie, weil sie die großen Filme drehen", erklärt Kosslick, der mit dem Gedanken spielt, die Berlinale in den Januar zu verlegen. Erst einmal will er aber die Entwicklung in den kommenden zwei Jahren abwarten: "Das Berlinale-Kino soll uns nicht nur Glamour zeigen, sondern uns auch die falschen Illusionen über unsere eigene Wirklichkeit rauben."

Nur leider tat die diesjährige Berlinale genau das viel stärker in der Nebensektion als im Wettbewerb. Ein echtes Highlight war dort, neben teilweise schwer verdaulichen Dokumentarfilmen über Kriegserfahrungen junger Soldaten, auch der mit dem Panorama-Publikumspreis ausgezeichnete Spielfilm "Va, vis et deviens". Sehr ergreifend erzählt er die Geschichte eines äthiopischen Jungen mit christlichen Wurzeln. Sein Weg führt ihn aus einem Flüchtlingslager im Sudan nach Israel, wo er versteckt als Jude aufwächst. Filmregisseur Radu Mihaileanu erhielt für seinen ungewöhnlich kunstvollen Balanceakt zwischen Tragik und Komik minutenlang stehende Ovationen.

Einer der wenigen Beiträge, die im Wettbewerb überzeugen konnten, war das anrührende Familiendrama "Kong-que" (Der Pfau), das in China zur Zeit der wirtschaftlichen Reformen spielt, und für seine Alltagsbeobachtungen und leisen Zwischentöne mit dem Großen Preis der Jury bedacht wurde. Und der deutsche Beitrag "Sophie Scholl - Die letzten Tage" für den sowohl Regisseur Marc Rothemund als auch Hauptdarstellerin Julia Jentsch als beste Schauspielerin mit einem Silbernen Bären ausgezeichnet wurden. Der Film rekonstruiert penibel genau die wahre Geschichte der Münchner Studentin, die im Februar 1943 nach einer Flugblattaktion gegen die Nationalsozialisten verhaftet und zum Tode verurteilt wurde. Die Stärke liegt in der schlichten Inszenierung und einem zurückgenommenen Spiel von größter Intensität. Jury-Chef Roland Emmerich sagte: "Es ist ein sehr wichtiger Film - vor allem jetzt wo wieder so viel über Nationalsozialismus geredet wird".

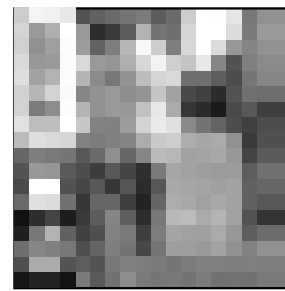
So schnell lässt sich der Berliner Bär also offensichtlich noch nicht von den Oscars aus dem internationalen Festivalzirkus verdrängen. Aber Umdenken ist schnellstens von Nöten.

Stephanie Zeiler

Im Oberstübchen nichts Neues

(cm) - Lange war Songschreiber Conor Oberst alias Bright Eyes ein Geheimtipp. 2003 schlug dann sein Album "Lifted" ein wie eine Bombe: Das war neu, ehrlich und genial. Die Musikwelt wartete gespannt auf den Nachfolger. Und was macht ein Musiker, wenn ihn alle unheimlich toll finden, er den ganzen Rummel aber eigentlich gar nicht will? Klar, er setzt Zeichen und produziert ein anspruchsvolles Doppelalbum. Ryan Adams hat es vorgemacht und sich nach den Meilensteinen "Heartbreaker" und "Gold" irgendwo zwischen Kunst und Attitüde verzettelt. Und Bright Eyes ereilt mit *I'm wide awake it's morning* und seinem elektronischen Pendant *Digital ash in a digital urn* ein ähnliches Schicksal. Er produziert die gleichen Schemen wie auf dem Debüt, aber ohne die damals so bemerkenswerte Intensität. Alles auf diesen beiden Alben ist nett. Es gibt hübsche Melodien, gute Arrangements, aber wirklich atemberaubende Momente wie der Song "Lua" sind Oberst viel zu wenige gelungen.

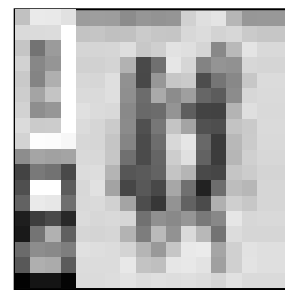
Bright Eyes, "I'm wide awake it's morning" / "Digital ash in a digital urn", Saddle Creek, 2005.



Vorhang auf

(ro) - Der kommerzielle Erfolg von Bands wie Wir sind Helden, Sportfreunde Stiller und ihren Trittbrettfahrern macht es möglich: Kleinere Plattenlabel wie Tapete Records nutzen die Gunst der Stunde um vermehrt deutschsprachige Musik mit Qualitätsanspruch zu promoten. Neuester Coup der Hamburger: *Nah bei mir*, das Debütalbum von Anajo. Diese drei smarten Jungs aus der fränkischen Provinz haben bereits mit der Vorabsingle "Ich hol dich hier raus" ihren ersten Indie-Hit gelandet. Genaueres Hinhören bestätigt den Verdacht, dass diese Jungs den gewissen Mehrwert besitzen könnten, um aus der Masse deutscher Gitarrenbands herauszustechen. "Ich habe die Annahme, du bist eine Ausnahme, ich habe den Verdacht, du hast Geschmack", heisst es in "Honigmelone". Bei solch charmanter Metaphorik verzeiht man den Augsburgern auch den einen oder anderen textlichen Ausrutscher. Und spätestens bei "Monika Tanzband" wird klar: Diese Songs retten nicht die Welt, aber den Tag. Mindestens.

Anajo, "Nah bei mir", Tapete/Indigo, 2004.



Zurück ins Paradies

(cm) - Zuerst schlich sich die Retro-Welle im Rock ein. Alles sollte möglichst alt klingen und trotzdem authentisch. Jetzt kommen endlich auch die Nostalgiker auf ihre Kosten, die glauben, in Sachen Folk und Soul sei seit den Siebzigern nichts Spannendes mehr passiert. *Trouble*, das Debüt des amerikanischen Songwriters Ray Lamontagne, ist noch rückwärtsgerichtet, als Retro-Fans es sich zu wünschen wagten. Ethan Johns hat die zwölf Titel so organisch produziert, als säßen Ray und seine Band nebenan im Wohnzimmer beim kuscheligen Lagerfeuer. Wenn auch in Sachen Songwriting hier Crosby Stills Nash und Young ein wenig überdeutlich Pate standen, so ist es vor allem Ray Lamontagnes Stimme, die das Album zur Ausnahmeerscheinung macht: rau und soulig wie Van Morrison anno "Astral Weeks". Macht Lust darauf, alle Platten die man nach 1975 gekauft hat, einfach auf den Müll zu schmeißen.

Ray Lamontagne, "Trouble", Echo, 2004.